

# In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 134.

Posen, den 1. Dezember 1927.

Nr. 134.

Copyright by Prometheus Verlag, München - Gröbenzell.

## Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

53. Fortsetzung

Nachdruck verboten.

„Wenn ich nur schon zu Hause wäre!“ Das war der einzige Gedanke, der ihn beherrschte. Vergessen waren die Tage von Gneixendorf, vergessen sein Bruder Johann, nur sein Heim in Wien war das Ziel, das er erstrebt!

Ein Regenschauer ging nieder, der alle Hüllen um Beethoven durchnässte, und dazu blies ein kalter Wind, der bis auf die Knochen drang. Das Tageslicht schwand immer mehr, und der bisher erträgliche Weg wurde grundlos.

„Sakra, sakra!“ fluchte der Bauer, „is dös heunt a Fahrerei!“

Beethoven zitterte an allen Gliedern, seine Zähne schlügen im Fiebershauer aufeinander, und seine Wangen zeigten eine helle Röte.

„Gnä' Herr!“ schrie die Köchin ihm ins Ohr, „wir können net weiter — es wär' Ihr Tod! Bleiben wir doch im nächsten Ort über Nacht, damit Sie sich erholen können!“

Mizmutig schüttelte Beethoven den Kopf und biss die Lippen zusammen.

„Nein, wir fahren weiter!“ stieß er nach einer Weile hervor.

Und weiter ging die schreckliche Fahrt im klatschenden Regen, den der Wind den Fahrenden ins Gesicht schlug. Voll Mitleid sah die Köchin auf ihren Herrn, der ein Bild des Jammers bot, und der im Fieber erschauerte. Sie wandte sich an den Bauern, der ruhig sein Pferd traben ließ und hier und da einen Blick auf den sichtlich schwer kranken Beethoven geworfen hatte.

„Wir müssen bei der nächsten Ortschaft anhalten,“ sagte sie zu diesem, „ich fürchte, daß mein Herr uns sonst unterwegs . . .“ Sie vollendete nicht, denn der Bauer sah, wie es um seinen Passagier stand und nickte zustimmend.

„Das werd'n m'r tun und den Herrn in ein' Gasthof unterbringen! Ich aber muß mit mein' Fuhrwerk weiter nach Wien, zum Markt — unsereins darf so a Wetter net schenieren!“

Es war inzwischen ganz finster geworden, daß man kaum die Hand vor den Augen sah. Beethoven lag wie ein Häufchen Elend auf der Schulter seiner Köchin, die angstlich ein Gebet murmelte, und er schien mehr tot als lebendig. Ein Licht in der Ferne kündete einen Hof oder einen Ort an, und lebhafte trieb der Bauer sein Pferd diesem Ziele zu. Unter allen Umständen wollte er seinen Passagier dort lassen, und als er das beleuchtete Haus erreicht hatte, hielt er mit einem heftigen Ruck an. Es war ein an der Straße gelegenes Wirtshaus, dessen Besitzer überrascht die Tür öffnete.

„Bei dem Wetter kommt gar wer?“ rief er den Anwohnern entgegen.

„Wo sind wir denn da?“ fragte der Bauer.

„In Neu-Aigen! Wo fahrt's denn hin?“ war die Frage des Wirtes.

„I fahr' nach Wien, auf'n Markt; aber i hab' an Passagier da, an franken, der bei dem Sauwetter net weiter kann — dem müssen S' an Unterstand geb'n!“

„Bei mir gibt's kein' Platz zum Übernachten!“ entgegnete der Wirt. „Da müßt's schon wo anders im Ort schau'n!“

„Um Himmels willen,“ mischte sich jetzt die Köchin in das Gespräch der beiden ein, in deren Armen Beethoven ohnmächtig lag, „Sie müssen uns aufnehmen, es geht vielleicht um Leben und Sterben. Mein Herr ist schon ohnmächtig!“

Der Wirt kraute sich überlegend hinter dem Ohr. „Na, wann's a so is, dann halt in Gottes Namen; aber Zimmer hab' i kein's für den Herrn!“

„Wenn er nur unter Dach kommt,“ sagte die brave Köchin erfreut.

Der Wirt und der Bauer faßten den Körper Beethovens sorgsam an und hoben ihn vom Wagen herunter, um ihn ins Haus zu tragen. Die Köchin öffnete die Tür, und im Scheine der trüben Öllampe, welche das Gästezimmer erleuchtete, schlug Beethoven langsam die Augen auf und sah sich ängstlich um.

„Sind wir schon in Wien?“ fragte Beethoven fast tonlos.

Beethoven erhielt keine Antwort; er hätte sie auch kaum vernehmen können.

„Sakra, wo bringen wir ihn denn hin?“ überlegte der Wirt, den Mitleid mit der beklagenswerten Gestalt seines späten Gastes erfaßte. „Er is ja ganz patschnoß! Ich werd' ihm wohl mein eigenes Bett überlassen müssen; denn wie er so dasst, derbarnt er mir!“

Während der Wirt und die Köchin bemüht waren, Beethoven von seinen durchnähten Überkleidern zu befreien, grüßte der Bauer und ging, um seine Fahrt nach Wien fortzusetzen. Der Kranke saß, in sich zusammengebrochen, auf der Ofenbank und ließ stumm und teilnahmslos alles mit sich geschehen. Der Wirt und die Köchin trugen ihn behutsam in das Zimmer hinaüber und legten ihn, nachdem er dort entkleidet worden war, in das Bett.

„Einen heißen Glühwein werd'n mer ihm machen,“ sagte der Wirt, „daß er innerlich warm wird und dann gut zudecken — bis in der Früh is er dann wieder bei-nander!“ Dann schickte er seine Frau in die Küche, den heißen Wein zu bereiten.

„Ich dank' Ihnen schön, Herr Wirt,“ rief die Köchin, „Sie haben da ein gutes Werk getan und wissen gar net, wem Sie das erwiesen haben. Das ist mein Herr, der Beethoven!“

Der Wirt schüttelte den Kopf. „Beethoven! Den Nam' hab' i nie net g'hört!“

„Der berühmte Musiker aus Wien!“ erklärte sie eifrig.

„So, so! Jedenfalls hab' ich meine Menschenpflicht tan,“ war die Erwiderung des braven Wirtes.

Beethoven lag, fast bewußtlos, mit starkem Fieber in dem breiten Bett, und seine Köchin setzte sich auf einen Stuhl neben sein Lager. Angstvoll horchte sie auf sein

Stöhnen und Keuchen, die heißen Hände führten herum, um kraftlos auf die Decke zu fallen, und hier und da kamen einzelne Laute von seinen brennenden Lippen. Er phantasierte und seine arme Begleiterin, die nichts anderes glaubte, als daß sein letztes Stündlein gekommen sei, betete ein Vaterunser um das andere und schlug das Kreuz über ihn . . .

Der Wirt kam mit dem großen Glase voll Glühwein für den Kranken.

„Wenn er ihm nur nicht schadet?“ seufzte die Köchin.

„Ah, im Gegenteil! Da wird der Herr Beethoven recht schwitzen, und in der Früh wird er gesund und munter aufstehen und weiterfahren können!“

„Wollte Gott, es wär' so!“ seufzte die Köchin. Dann hob sie Beethoven mit dem Polster, auf dem er lag und setzte ihm das dampfende Glas an die Lippen.

Gierig schlürste der Kranke das heiße Getränk bis zur Neige, dann sank er mit einem dankenden Blick in das Kissen zurück und schloß die Augen. Der Wirt ging auf den Zehenspitzen näher, um Beethoven nicht zu stören.

„Sie können schon fester auftreten,“ rief die Köchin, „er hört nirgends, er ist taub!“

„Ich wollt' Ihnen nur sagen, daß Sie das zweite Bett für sich benützen können, Frau; mein Weib und ich, wir schlafen heut' am Boden, am Heu! Und in der Früh, wenn S' was brauchen, dann finden S' uns schon in der Wirtsstuben! Gute Nacht und“ — er warf einen Seitenblick auf den in glühender Röte daliegenden Beethoven — „gute Besserung!“

Beethoven lag in anscheinend ruhigem Schlummer, aber in ihm tobte der heiße Wein, der sein Fieber noch gesteigert hatte. Die Köchin drehte das Licht der Lampe herab, um seine Augen zu schonen und saß betend und händeringend am Krankenlager ihres Herrn, der an einem solchen Tage und unter solchen Mühsalen seine Fahrt von Gneirendorf nach Wien hatte antreten müssen, und der nun, schwer krank, im Straßenwirtshaus von Neu-Aigen dorniederlag . . .

„Nach Wien!“ kam es wie ein Aufschrei aus Beethovens Mund. „Karli, ich bin schon wieder bei dir!“ In seinem Fieber gedachte der Gute seines bösen Neffen.

Ein grauer Novembermorgen schien zu den Fenstern herein, als die Köchin auf ihrem Stuhle vom Schlafe erwachte. Ihr erster Blick galt dem kranken Herrn, der mit offenen, halb verglasten Augen dalag und zur Decke hinaufblickte.

„Ist Ihnen schon besser, gnädiger Herr?“ rief sie ihm ins Ohr.

„Ich war ja nicht krank und überhaupt“ — er sah sich um — „wo sind wir denn?“

„Auf dem Wege nach Wien, gnädiger Herr! Wir mußten wegen des schlechten Wetters und weil Sie Fieber hatten, hier übernachteten.“

Beethoven sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette.

„Sofort fahren wir weiter!“ schrie er und griff nach seinen Kleidern.

„Der Wagen ist noch gestern nach Wien weiter.“

„Und mich hat er dagelassen? Abgeladen wie ein Stück Vieh?“ donnerte Beethoven los.

Der Wirt war, durch den Lärm angelockt, herbeigeeilt.

„Einen Wagen nach Wien will ich!“ rief er dem Wirt entgegen.

„Gerade habe ich mit einem Kutscher, der nach Wien unterwegs ist, vereinbart, daß er Sie und Ihre Köchin für billiges Geld mitnimmt!“

„Das ist gut! Was bin ich schuldig, Herr Wirt?“

„Was halt geben wollen, Herr von . . .“

Beethoven, der sich inzwischen Hose, Weste und Rock angezogen, warf einen Dukaten auf den Tisch.

„Das langt wohl? Und jetzt rasch meinen Hut und Mantel! Wir fahren sofort. Ich habe dringend in Wien zu tun.“

„Wenn sich Euer Gnaden nur wohl fühlen? Ja, der Glühwein hat Sie gesund gemacht!“

Beethoven grüßte kurz, und er, der am Abend so hinfällig und schwach gewesen, sprang in die Kalesche, die vor dem Hause stand; die Köchin folgte ihm, den Kopf über die merkwürdige Wandlung schüttelnd, während der Wirt sich höflich verneigte. Der Tag war rauh und kühl, aber das war Beethoven gleich!

„Nach Wien!“ rief er laut, „in das Schwarzspanierhaus!“ . . .

(Schluß folgt.)

### Junge Deutsche.

Eine Schar junger deutscher Dichter, die bislang unbekannt oder nur wenig bekannt waren, tritt demnächst in einer neuen Bücherreihe des Verlages Neclam vor die Öffentlichkeit. Gemeinsam ist ihnen allen ihre Jugend, gemeinsam die Abkehr vom Expressionismus. Die ersten neun Bände dieser neuen Reihe „Junge Deutsche“ werden im November erscheinen. Mit Genehmigung des Verlages können wir schon jetzt den folgenden Abschnitt aus dem Novellenband „Die Verirrten“ von Manfred Hausmann zur Veröffentlichung bringen.

### Kasperle-Theater.

Von Manfred Hausmann.

So einfach, wie Ontje sich's dachte, war das Marionettenspielen nun doch nicht zu betreiben. Der Pfalaaraf Siegfried trat sich unter seinen törichten Fingern immerzu mit dem linken Bein vor den Kopf, und das rechte schlug er sogar akrobatisch am Rücken hinauf.

Hinnerk tanzte glückselig umher.

Gib ihm den Kasper, sagte Melusine.

Habt Ihr auch einen Kasper?

Mit dem Kasper verstand Ontje schon besser umzuspringen. Der klingende Bursche ging, wenn auch kniebeinig, über das Bühnenhaus, er fasste sich an die Nase und quälte lächerlich um die Ecke.

Hoho mit dem Kasper macht er es wunderbar. Ich finde, jetzt soll Ontje Theater spielen, und wir sind Zuschauer.

Aber ich weiß nur Kasperstücke und so.

Ja, ja!

Gut, Ontje hatte sich im Sommer nicht umsonst die Nachmittage vor den Kasperbuden aufgeholt. Dergleichen Späße wollte er wohl fertigkriegen. Und am Ende konnte er dieser hochräufigen Melusine bei dieser Gelegenheit eins auswischen. Er hatte schon so ein Plänchen im Kopf.

Läß doch mal eine Straße auf der Bühne sein, sagte er zu Hinnerk, oder hast du keine?

Doch, eine Straße gab es auch. Sie wurde aufgestellt. Nun mochte Ontje in Gottes Namen anfangen. Er zog geschwind den Vorhang hoch . . . auch so . . . er hatte ja die Puppen noch nicht zur Hand. Der Vorhang senkte sich wieder.

Bravo! rief Melusine. Hinnerk verbot ihr's sanft. Aber nun war Ontje bereit. Es begann.

Kasper wankte kniebeinig die Straße entlang und klopfte an ein Haus.

Melusine, süße Braut, dein Kasper ist da!

Kein Melusinchen ließ sich blicken. Eine alte Frau schwieb aus der Kulisse heraus.

Was machen Sie denn für einen Lärm vor meinem Hause? Ich bin Melusines Mutter!

Aber Kasper bekümmerte sich nicht weiter um sie, sondern brachte Melusine ein Ständchen.

Wie schön ist doch

Die Träne einer Braut,

Wenn der Geliebte ihr

Ins Auge schaut.

Da rief die Mutter nach Polizei und Feuerwehr. Was blieb dem armen Kasper anders übrig, als sie auf den Kopf zu hauen. Sie fiel tot um. Aber Kasper sang:

Grokmudder is dod,

Grokmudder is dod.

Jo, die is den Düwel dod,

Die mag noch Köm un Sped un Broot.

O du meine Seele, jetzt stürzte Melusine heraus! Sie redete den Steif in die Luft und rüttete mit dem Kopf heulend gegen die tote Mutter. Ihre Tränen machten indessen auf Kasper gar keinen Eindruck. Er umarmte sein Melusinchen, küßte sie und verlängerte, auf der Mutterleiche sitzend, nach einer Tasse Kaffee. Melusine schluchzte laut und wollte nichts von ihm wissen. Er sang:

Wie schön ist doch

Die Träne einer Braut,

Wenn der Geliebte ihr

Aufs Auge hau.

Und dann tat er auch danach. Sie wimmerte und versprach, sofort Kaffee herbeizubringen, und trippelte ins Haus. Kasper schleppte die Leiche weg.

Die beiden Zuschauer saßen schweigend da. Melusine sah Hinnerk von der Seite an, er merkte es wohl, starnte aber bedrückt

geradeaus. So etwas durfte Oncte doch nicht singen! Und doch Kaspar auf der toben Mutter saß . . . nein! Wenn nur Melusine nicht Zeuge von alledem gewesen wäre! Er wußte schon, was sie nun in ihrem triumphierenden Sinne dachte. Das ist nun dein Freund, dachte sie.

Oncte merkte von alledem nichts, er klingelte und klapperte mit Eifer hinter den Küßsen und überlamm den großen Schlag, den er gegen Melusine führen wollte.

Mingling.

Kaspar kam zurück und schrie nach seinem Kaffee.

Hier ist er schon, lieber Kaspar.

Er kostete und spuckte. Pfui Teufel, wo sie denn die Bohnen zu diesem Gesöff gekauft hätte? . . . Die Bohnen? In der Büchse wären keine mehr gewesen, und da hätte sie überall gesucht, und mit einem Male hätten im Kiegenstall so viele gelegen, und da . . . So ein Hornvieh von Braut! Na, wenn man auch Melusine hieße, was wäre da weiter zu erwarten!

Dergleichen schreckliche Späße, ersonnen für Straßenjungen und ihresgleichen, für Bogennerwesen und Fahrmarkstrubel, dergleichen Späße brachte Oncte in seinem Nebermut vor. Da wußte sich Hinnerk keinen andern Rat, als daß er Melusine leise bei der Hand nahm und sich aus dem Zimmer trachte. Der Herr Theaterdirektor ward's in seinem Hinter nicht gewahr und arierte vor dem leeren Parkett weiter.

Er ließ den Palazzoaten Siegfried als Schuhmann auftreten. Der Mord an Melusines Mutter war entdeckt, Kaspar sollte sterben.

Ach nur das nicht, sagte er und weinte; das wäre mein Tod!

Du wirst gehängt werden!

Lieber Herr, das halte ich gar nicht aus, da habe ich auch gar keine Zeit zu . . .

Brab gesagt, ein Gespräch voller Schalk, mit einem Anstand vorgebracht. Aber niemand lugte sich vor Lachen. Der Fußboden knisterte. In einem entfernten Zimmer erhob sich, gedämpft durch die Wände, ein dunkler Cello-Alford. Ein Klavier umwogte ihn zaghaft mit Mondlicht.

Oncte horchte auf . . .

## Der Seelenverläufer auf hoher See.

Von Robert Louis Stevenson.

Ich legte mich flach am Boden meines elenden Fahrzeuges nieder und empfahl meine Seele inbrünstig ihrem Schöpfer. Am Ausgang der Durchfahrt mußten wir in einen Streifen brandender Sturzwellen geraten, wo alle meine Nerven bald ein Ende finden würden. Den Tod selbst hätte ich vielleicht gelassen erduldet, ich vermochte es aber nicht, meinem nahenden Schicksal offenen Auges entgegenzugehen.

So muß ich viele Stunden gelegen haben, von einer Welle zur anderen geschleudert, hin und wieder von hereinschlagendem Spritzwasser durchnäßt und in ewiger Angst, in der nächsten Woge den Tod zu finden. Allmählich wurde ich so müde und abgespannt, daß es mich inmitten meiner schrecklichen Not wie eine gewisse Verläugnung, eine gelegentliche Erstarrung überkam, bis endlich der Schlaf sich meiner annahm. So lag ich in meinem vom Meer hin- und hergeworfenen „Coracle“ und träumte von der Heimat.

Es war heller Tag, als ich erwachte, und ich fand mich an der Südwestspitze der Schabinsel in den Wellen treibend. Die Sonne war schon aufgegangen, verbarg sich aber noch hinter der gewaltigen Masse des Telestobberges, der an dieser Seite mit steilen Klippen fast bis ans Meer reichte.

Wir zunächst lagen das Kap Haulbowline und der Kreuzmästaberg; kahl und schwarz der Berg, das Kap dagegen von vierzig bis fünfzig Fuß hohen Klippen und riesigen Felsentrümmern umgeben. Ich war kaum eine Viertelmeile weit draußen, und mein erster Gedanke war natürlich, mich ans Land zu paddeln. Ich gab ihm aber bald auf. Zwischen den Felsentrümmern zischte und brülkte die Brandung, und mit ungeheurem Getöse wurden die schweren Sturzseen hochauf- und zurückgeworfen, um in einer Sekunde von neuem heranzustürzen. Wachte ich mich näher, so wurde ich entweder in der Brandung an der wilden Küste zu Tode geschmettert, oder ich erschöpfte meine Kraft im vergeblichen Bemühen, die steilen Felsen zu erklimmen.

Und damit nicht genug, sah ich, wie auf den Felsenplatten riesige schleimige Ungeheuer umherkrochen oder sich mit lautem Aufschlag ins Wasser fallen ließen — wie weiße Schnecken erschienen sie mir, von unheurer Größe. Wohl vierzig bis sechzig von ihnen waren da versammelt, und die Felsen hallten von ihrem Gebell wider.

Hente weiß ich, daß es Seelöwen und ganz harmlose Geschöpfe waren. Damals aber genügte ihr Anblick in Verbindung mit der Wildheit der Küste und der hochgehenden Brandung, um mir eine solche Landungsstelle gründlich zu verleidet. Da wollte ich lieber noch auf hoher See vor Hunger umkommen, als mich solcher Gefahr aussetzen.

Ich glaubte aber auch, eine noch günstigere Möglichkeit vor mir zu haben. Nördlich vom Kap Haulbowline liegt die Küste nach innen und läßt bei der Ebbe einen langen Streifen gelben Sandes frei, und noch weiter im Norden kommt ein zweites Kap — auf der Karte war es „Waldkap“ bezeichnet —, das ganz unter grünen Madelbäumen begraben liegt, die bis zum Meere herabreichen.

Mir fiel ein, was Silber über die Strömung gesagt hatte, die an der ganzen Westküste der Schabinsel entlang nach Norden geht, und da ich merkte, daß ich schon in ihren Bereich geraten war,

zog ich es vor, Kap Haulbowline hinter mir liegen zu lassen und meine Kräfte für einen Landungsversuch an dem freundlicher ausschenden Waldkap zu sparen.

Das Meer hob und senkte sich jetzt in langen, weichen Wellen. Ein gleichmäßiger, leichter Wind wehte aus Süden, so daß es zwischen ihm und der Strömung zu keiner Gegenwirkung kam und die Wogen ungebrochen dahinrollten. Ich mußte längst angründig gespannt sein, wenn es anders gewesen wäre, so aber glitt mein leichtes, kleines Boot überraschend sicher dahin. Oft — ich lag immer noch auf dem Boden und gugte nur mit einem Auge über den Bootsrand weg — sah ich einen großen blauen Wellenberg direkt neben mir emporsteigen, aber meine Rucksacke hüpfte und tanzte nur ein wenig wie auf Federn und glitt auf der anderen Seite leicht wie ein Vogel in das Wellental hinab.

Noch einiger Zeit wurde ich führer, setzte mich auf und wollte meine Ruderklünste versuchen. Aber selbst die winzigste Gewichtsverlagerung hat auf das Benennen eines solchen Seelenverläufers den gewaltigsten Einfluß, und kaum hatte ich mich gewöhnt, da gab er seine leichte, tanzende Bewegung auf und schoß so steil einen Wasserberg hinab, daß mir schwindete; dann fuhr er mit der Nase tief in die Seite der nächsten Woge hinein, wobei der Gischt hoch auffrührte.

Durchnäßt und eisgekrochen fiel ich sofort in meine alte Lage zurück, worauf auch mein „Coracle“ wieder Vernunft annahm und mich sanft wie zuvor durch die Wogen trug. Es war klar, eine Einmischung duldet es nicht, und welche Hoffnung blieb mir, das Band zu erreichen, wenn ich seinen Kurs nicht beeinflussen könnte?

Plötzlich überfiel eine entsetzliche Angst, ich verlor aber doch nicht den Kopf. Zuerst schöpfte ich einmal mit meiner Matrosenmücke das „Coracle“ aus, wobei ich mich mit äußerster Vorsicht bewegte. Dann wagte ich es, nochmals den Kopf zu heben, und versuchte herauszubekommen, wie das Boot es anstelle, so ruhig durch die Wellen zu gleiten.

Von der Küste oder vom Verdeck eines Schiffes betrachtet, ist jede einzelne Welle ein großer, alatter, glänzender Berg; jetzt fand ich, daß sie in jeder Hinsicht einer Bergkette auf dem trockenen Lande gleicht, voller Spitzen, ebener Stellen und Täler. Wenn nun die Rucksacke sich selbst überlassen blieb, dann ging sie den steilen Abhängen und den hohen, sich überschlagenden Hängen der Wellen aus dem Wege und schlüpfte, sich unaufhörlich windend, durch die niedrigen und ebenen Stellen hindurch.

„Gut also,“ dachte ich, „es ist klar, daß ich liegen bleiben muß, wo ich bin, um das Gleichgewicht nicht zu verschieben; es ist jedoch ebenso klar, daß ich das Ruder hinaushängen und an den glatten Stellen einen oder zwei Schläge dem Lande zu tun kann.“ Gedacht, getan. Da lag ich nun, auf die Ellbogen gestützt, in der unbeständigen Stellung, die man sich denken kann, und führte ab und zu einige schwache Ruderschläge, um die Spitze des Bootes nach der Küste zu steuern.

Es war eine äußerst ermüdende, langsame Arbeit, ich kam aber sichtbar vorwärts, und als das Waldkap näher rückte, hatte ich schon einige hundert Meter nach Osten gewonnen, obwohl ich einsah, daß ich diese Stelle bestimmt nicht erreichen würde. Ich war tatsächlich dem Lande schon ganz nahe, sah, wie die grünen Wipfel des kleinen Waldes sich im Winde neigten, und war überzeugt, es beim nächsten Vorgebirge nun bestimmt zu schaffen. Aber es war auch höchste Zeit, denn jetzt begann mich der Durst zu plagen. Von oben die glühenden Strahlen der Sonne, tausendfältig aus den Wellen zurückgeworfen, dann das Salzwasser, das mich durchdrückte, um mir am Leibe wieder zu trocknen und selbst meine Lippen mit einer Salzschicht zu verkleben — das alles zusammen bewirkte, daß mir die Kehle brannte und der Kopf heftig schmerzte.

(Mit besonderer Genehmigung des Wegweiser-Verlages, Berlin, wurde dieser Auszug dem ausgezeichneten Buche „Die Schabinsel“ von Robert Louis Stevenson entnommen, das in der Auswahlreihe des Volksverbandes der Bücherfreunde erschien ist.)

## Frankfurter Theater-Anecdote.

Die folgenden von Robert Mössinger erzählten Anecdote entnehmen wir den „Blättern der Städt. Bühnen“ in Frankfurt.

Das Ensemble des Frankfurter Schauspielhauses spielte eines schönen Tages gastweise im Stadttheater in Gießen. Man gab Björnsons bekanntes Schauspiel „Leben unsere Kraft“ und zwar den ersten Teil. Der Vorhang hebt sich, Frau Clara, die Gattin des wunderländigen Pastors, liegt vorschriftsmäßig zu Bett und die übrigen Darsteller beginnen zu spielen. Doch im Zuschauerraum ist eine merkwürdige Unruhe. Man raunt und wispert, dort wird halblaut oder gar verstohlen gelacht. Endlich fällt der Vorhang und die Darstellerin der Clara löst das Rätsel. Sie lag schwer Krank in einem Bett, das ein benachbartes Lazarett in hilfsbereiter Freundschaft für die Aufführung zur Verfügung gestellt hatte, und über ihrem Kopfe prangte die ebenso deutliche wie vernichtende Aufschrift: „Musketier Friedrich Bauer, 4. Compagnie.“ \*

Ein sehr hübsches Geschichtchen erzählt man sich auch von dem bekannten Frankfurter Charakterspieler Arthur Bauer. Bei einem Streit mit einem Kollegen sagte dieser zu Bauer: „Sie machen Ihren Namen alle Ehre!“ Doch dieser erwiderte seelenruhig in seinem behäbigen sterischen Dialekt: „Ah gehn's, lieber Freund, selbst das können Sie ja noch net amall!“ \*

Im alten Frankfurter Schauspielhaus war man mitunter recht sparsam und schenkte sich in „Zelt“ meist auch das Pferd für den

Landvogt. Frießhardt hatte deshalb in Abänderung des Schiller-schen Textes in der Höhlen Gasse zu sagen: Mein gnädiger Herr, der Landvogt, kommt dicht hinter mir geschritten und nicht geritten, wie es in der ursprünglichen Fassung heißt. Unser Frankfurter Frießhardt konnte sich an die Änderung nicht gewöhnen. Immer wieder trotz aller Verwarnungen donnerte er ins Publikum "geritten" und regelmäßig gab es unfreiwillige Heiterkeit, wenn der Landvogt dann per pedes apostolorum anlief. Schließlich wurde es dem Regisseur aber doch zu dummkopfig. Zum letzten Male erklärte er dem guten Frießhardt, daß es ein für allemal in Frankfurt geschritten statt geritten heiße, und wenn er sich am Abend wieder unterstehe, den Passus falsch zu sagen, koste es drei Mark Strafe. Die Szene kommt. Frießhardt erscheint und wieder schreit er mit Donnerstimme: "Mein gnädiger Herr, der Landvogt, kommt dicht hinter mir geritten!" "Jetzt kost's drei Mark!" flüstert's sehr deutlich aus der Kulisse. Doch das hört unseren Frießhardt nicht im mindesten. Er dreht sich langsam um, hält die Hand vor die Augen und brüllt im besten Frankfurter Deutsch: "Na, na, ewe steht er ab!" Für dieses mehr unfreiwillige Extrempe gab es erstens einen Sonderapplaus im Publikum, zweitens fünf Mark Geldstrafe zugunsten der Pensionskasse, drittens in der nächsten "Zell"-Aufführung einen neuen Frießhardt, und viertens jahrelangen Spott der lieben Freunde und Kollegen.

## Aus aller Welt.

Der teuerste Sitzplatz der Welt. An der Neuhörter Börse ist nur eine ganz bestimmte Anzahl von Maklern und Börsenvertretern zugelassen. Eine Neuzulassung an der Börse kann daher nur genehmigt werden, wenn ein Makler oder ein sonstiger Börsenbesucher gestorben oder ausgeschieden ist. Daher sind diese Plätze außerordentlich gefragt und werden auch zu hohen Summen gekauft. Die höchste Summe für einen derartigen Börsenplatz wurde soeben bezahlt. Der feilgebotene Platz wurde an den Höchstbietenden für die Riesensumme von 285 000 Dollar, also für weit über eine Million Mark abgegeben. Das ist der höchste Betrag, der jemals für einen Platz an der Neuhörter Börse bezahlt worden ist, und dürfte der teuerste Sitzplatz der Welt sein.

**Intendantenwechsel in Coburg.** Der derzeitige Intendant des Coburger Landestheaters, Hofrat Mahling, tritt nach Beendigung der Spielzeit 1927/28 in den Ruhestand. Da das Coburger Landestheater mit sehr erheblichem Defizit arbeitet, beabsichtigen die für das Theater maßgebenden Kreise, die Selbständigkeit des Theaters aufzugeben und einen Anschluß an das Münchener Staatstheater herbeizuführen. Da manche Kreise in Coburg diesem Plan jedoch abgeneigt sind, ist diese Frage noch keineswegs entschieden.

**Das älteste Pferd Deutschlands.** Im Gestüt Waldried des Herrn Weinberg bei Frankfurt a. M. erhält das wahrscheinlich älteste Pferd Deutschlands sein Gnadenbrot. Es ist der Pony Mich, der bis vor kurzem eine der populärsten Erscheinungen auf den deutschen Rennbahnen war. Mich hatte die Aufgabe, die nervösen Rennpferde auf die Bahn zu führen. Alle Klassenpferde des Stalles Weinberg von Festino bis Lampos, also Generationen, die sich über 24 Jahre erstrecken, hatten ihn zum Begleiter. Der alte war als Polo-Pony vor dreißig Jahren aus Argentinien eingeführt worden und war damals schon ein altes Pferd. Heute tritt er als charakteristisches Zeichen seiner etwa vierzig Jahre graue Haare um die Augen und graue Flecke auf dem ganzen Körper. Aber sonst ist er noch munter und fidel. Ein wohlglückenes Bild dieses „alten Herrn“ bringt „Das Illustrierte Blatt“ (Frankfurt a. M.) in seiner neuesten Nummer (49). Das gleiche Heft enthält an größeren Bilder-Artikeln die Arbeiten „Photographien einst und jetzt“, „Mörderischer Sand“, „Amerikanische Eisenbahn“, „Rekorde des Magens“ und „Im Luftkorb — der neue Zeppelin“. Sport, Film und Humor sind ausgiebig vertreten, unter den Aktualitäten findet der Leser die ersten Bilder von der Hochzeit der Prinzessin Victoria, der Schwester des Kaisers. Eine sehr lustige Seite „Sport um jeden Preis“ hat der bekannte Berliner Karikaturist Georg G. Robbe gezeichnet. Das Heft ist überall für 20 Pfsg. zu haben.

## fröhliche Ecke.

Zweifel. Fräulein: „War das Absicht von dem Herrn vis-à-vis, oder wollte er mich küssen und verschloß meinen Mund? — — Während der Zug durch den Tunnel fuhr, hat er ein Stück von meiner Wurst abgebissen!“

Verechtigt. Mutter: „Aber Fritschen, du sollst doch nicht reden, wenn Erwachsene sprechen!“ — Fritschen: „Aber Ihr hört ja doch nie auf!“

Unerwartete Feststellung. Richter: „Sie müssen sich genauer ausdrücken. Vor allen Dingen scheinen Sie von Natur aus beschränkt und erblich belastet zu sein. Was war denn Ihr Vater?“ — Angeklagter: „Richter, Herr Amtsrichter!“

Die Gratulation. „Ich gratuliere dir zu deinem Geburtstage, Onkel, und Mutti hat gesagt, wenn du mir eine Mark gibst, soll ich aufpassen, daß ich die nicht verspiele.“

Bech. "Vorige Woch'n ham's bei mir ei'broch'n — gestern  
is mir mei' Jean durchbrennt — und wenn mir heut a no  
schlecht ei'g'schaut wird — nacha gibt's a Unglück — —!"

## Zum Kopfzerbrechen.

## Köffelsgtung.

			die	wahr-			
	darfst	glück	viel	cher	nen-	a-	
ein	nicht	neid-	du	ber	lich	er-	de
die	dir	not	man-	hei-	reich	nen	sen
will	los	nen	freund	te	wei-	freun-	hilf-
gön-	in	sich			Ben	möch-	H.

### **Pyramidenräßsel:**

Mit einem Vokal beginnend, ist in jeder folgenden Reihe, unter Hinzufügung je eines Buchstabens und unter beliebiger Stellung der vorangegangenen Lettern, ein neues Wort zu bilden: 1. Vokal, 2. Nahrungsmittel, 3. Europäer, 4. Getränk, 5. Obstart, 6. europäische Hauptstadt, 7. Signalgeber im Seewesen.

## Telegramm-Rätsel:

Die Entzifferung vorstehenden Kabelgramms enthält uns eine aktuelle Nachricht.

## Schlüssel:

— . —	Englische Münze
— . . . —	Afrikanischer Strom
.... . — ..	Raubfisch
... . . . .	Zahlwort
— . . . . —	Stadt in Italien
— . . . . —	Wohlgeruch

### **Verschmelzungsaufgabe:**

A	B	C
Storch	Lena	= Modetanz
Berg	Aal	= Rechnungsart
Lampe	Tran	= Landtagssitzung
Titan	Harz	= Steinkohlenart
Remter	Boa	= Wetteranzeiger
Amen	Lot	= Wehklage
Baden	Ort	= Naturerscheinung
Toni	Tara	= Rechtsbüro
Geruch	Bor	= französischer Kriegshafen
Simon	Erato	= Sternkunde

Je zwei Wörter sind miteinander zu verschmelzen, so daß man neue Wörter von den unter Rubrik C genannten Bedeutungen erhält. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter nennen eine in Schachkreisen viel genannte Persönlichkeit.

## Der Kleine Nichtsnutz.

„Du unmögliches Kind, was machst du mit — i —  
Für scheußlichen Fleck auf dem Tischtuch da!“  
rief böse die Mutter, dann eilte sie,  
Um das Fleckenwasser zu holen von — a —

## Auflösung Nr. 23.

**Kreuzworträtsel:** W a g e r e c h t: 1. Spa, 7. Ade, 8. Mord,  
 9. Panne, 12. La, 14. Rio, 15. Rose, 18. Ab, 20. Late, 22. Ebbe,  
 23. Emu, 24. Lob, 27. Idee, 28. Klee, 30. er, 32. Lub, 33. Alm,  
 35. Made, 37. Arno, 39. Ara, 40. Wib, 42. Ode, 44. Ur, 46. Auber,  
 48. Abel, 49. Olbr, 50. Nil. — S e n t r e c h t: 2. Wan, 3. Uder,  
 4. Pol, 5. Trab, 6. Main, 10. Mo, 11. Gfau, 13. Uje, 16. Olim,  
 17. Gi, 19. Abt, 21. Eli, 22. Eber, 23. Geu, 25. Odem, 26. Elle,  
 29. Eva, 31. Bar, 33. Ants, 34. Bot, 35. Mai, 36. Daube, 38. Oder,  
 41. Bahn, 42. Ob, 43. er, 45. Neh, 47. Uri.

*Opernschräffel:* Stradella Aida Lohengrin Oberon Meignot  
Elektra — Salomé.

**Verschleieratself: Der Ostasienflug könne das.**  
**Inhaltsreich: Ein Mann — ein Wort, eine Frau — ein**

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Strauß, Berlin